

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 302.

Mittwoch, 27. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(6. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnig.

(Nachdruck verboten.)

„Daraus wird das Gerede entstanden sein. Er ist wahrscheinlich wütend. Hatte schon überall von dir als seinem Schwiegersohn gesprochen und zieht sich nun auf diese Weise aus der Affäre.“

„Er ist gemein genug dazu, und da es skandalös klingt, werden es alle glauben.“

„In vier Wochen spätestens ist es vergessen“, tröstete Rosco.

„Aber, Paula! Ihren Ruf vom ersten Tage an zu untergraben!“

„Du weißt ja, bei uns wird über die ehrenhafteste Frau geredet. Dem wäre sie keinesfalls entgangen.“

George stand auf: „Mir ist der Appetit vergangen.“

So empfahl er sich und ging langsam nach Hause.

Konnte er sich etwas vorwerfen? Nein, er hatte nichts getan. Es war ihm klar, warum gerade er derjenige sein mußte, der einen Schatten auf den Ruf der geliebten Frau warf. Das Schicksal ist immer grausam — so sann er — ich hätte sie mit meinem Herzblut vor Leid schützen mögen, die Fügung hätte doch mich auserwählt, es ihr zuzufügen! Ich muß versuchen, es wieder gut zu machen. Wie? Betrete ich ihr Haus nicht mehr, so heißt es, Navru habe mir die Schwelle verboten; bin ich oft bei ihm, so sagt man: ganz wie bei Veris! Der Mann ist immer intim mit dem Anbeter der Frau! —

So überlegte George Velescu — und es schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: Sofie Petru zu heiraten . . . um alles Gerede zu ersticken! Aber er schämte sich.

Sein Leben war bisher wahr und würdig gewesen. Sollte er jetzt, wo er damit umging, seine Stelle aufzugeben und politisch tätig zu sein, das neue Leben mit einer Freigabe und Gemeinheit beginnen? Er war unter der Jugend dieses Landes eine Ausnahme, war einer, dem noch daran lag, in den eigenen Augen Wert zu behalten; er war überzeugt, daß er nur mit reinen Händen an der Wohlfahrt des Landes arbeiten könne. . . . Er war eben noch wirklich jung!

Warum strebte er, den regierenden Fürsten zu entfernen? Was denn war es, was er ihm nicht verzeihen konnte? Seinen Dynismus! Und nun sollte er, George Velescu, ein Mädchen heiraten, ohne daß die Liebe es verlangte . . . ? Oder . . . oder . . . weil die Liebe zu einer anderen es verlangte?

Ihm war so elend zumute, daß er sich unfähig fühlte, in die Versammlung zu gehen; auch wollte er Navru nicht begegnen. Der würde ihn dringend einladen, und er sehnte sich zu sehr nach Paula, um sich die Freude, sie zu sehen, zu gestatten. . . . Seine Liebe war in eine neue Phase getreten, seitdem er Paula als junge Frau wiedergesehen. Unbewußtes war bewußt geworden. Und nun die Verleumdung ihre beiden Namen zusammen nannte, war ihm bange vor sich selbst. —

Um Navru zu vermeiden, hätte er nicht durchaus zu Hause bleiben müssen. Denn Navru hatte schließlich vorgezogen, seine Frau nicht allein zu lassen. Auch Veri war in dieser Versammlung nicht erschienen.

Als Fürst Demeter sich von den zu Hause gebliebenen Stützen seiner Partei verlassen sah, hielt er einen stummen Monolog: „Wie! Ich sollte sie nicht verachten, diese Leuchten unserer rumänischen Gesellschaft?! Sie haben nicht Ernst noch Ausdauer! Alles ist Spiel bei ihnen, alles Gaukelei! Mit denen kann ich ja machen, was ich will! Sie nutzen nichts als Genossen und schaden nichts als Geaner. Den Velescu bin ich schnell los geworden — ein Paar braune Augen und schon ist aller patriotische Enthusiasmus ver Rauch!“ —

Acht Tage später war der große Ball beim Fürsten Demeter. Cleopatra Veri strahlte als Königin des Festes. Sie hatte sich in einen rosa Schleier gehüllt, alles war rosig an ihr. „Die Farbe der Feen“ — sagte der fürstliche Hausherr, als er sie in den Saal führte.

Aber auch Sofie Petru war schön — in ihrem phantastischen Kostüm. Ihr weißes Kleid trug türkische Goldfaden-Stickerei, und türkische Goldmünzen schmückten ihr schwarzes Haar. Das Auge, kalt wie immer, glänzte nur, als Frau Navru mit einem freundlichen Gruß an ihr vorbeiging.

Paula, in Nichtblau gekleidet, trug Mohnblumen im Haar. Als das Gedränge sie einmal in George Velescus Nähe brachte, winkte sie ihn heran und fragte: „Bin ich nicht schön? Weißt du, warum ich Mohnblumen trage?“

Sie schaute ihn kindlich zuversichtlich an. Rosett war sie nicht . . . und doch hatte sie sich geschmückt, um ihm zu gefallen. „Meine Mohnblume“ — das war einst sein Rosenwort gewesen, in kindlichen Tagen.

George nickte ihr schweigend zu. Spielte sie wirklich mit dem Feuer?

Als er sie zum letzten Mal besuchte, da schien sie gedrückt und hatte verweinte Augen. Damals hätte er gerne gefragt: Warum? Er konnte es nicht. Er fürchtete ihr Geständnis.

Jetzt lächelte sie glücklich: „Ich habe dir einen Tanz aufgehoben!“

Er notierte den Tanz und ging dann aus ihrer Nähe. Ihm war, als höre er überall von Paula sprechen. Einmal irrte er sich nicht. Es war Boş Navru, die zu seiner Tante Colnoş sagte: „Ich habe es immer gewußt! Konnte ich doch die Mutter! Nicu hörte leider nicht auf uns. Allerdings, daß Paula so bald anfangen würde . . . Dabei behauptet Nicu, seine Frau habe Grundfägel! O! O!“ Die Damen lachten.

Fürst Demeter richtete an George die Frage, weshalb er an der Versammlung nicht teilgenommen. „Ich würde mich nicht gewundert haben, wenn nicht auch Navru gefehlt hätte“, setzte er lächelnd hinzu.

Frau Petru machte vollkommen Rebrt, als Belesen an sie herantreten wollte. Die ungebildete Frau! Aber auch Herr Petru sah über ihn fort.

Scharfe Bitterkeit bemächtigte sich Georges. Er ging auf Nicu zu. Nicu hatte nicht vergessen, wie lebhaft seine Frau des lieben Vaters Fernbleiben beklagte. Er fühlte um so weniger Sympathie für den jungen Anverwandten und benutzte die erste Gesprächspause, sich zu entfernen.

George war wie betäubt. Ohne recht zu wissen, was er tat, suchte er Rosco auf und bat ihn, Sofie Petru in eines der Nebengemächer zu führen, damit er sie ungestört sprechen könne.

Nach einigen Minuten sah er Rosco mit Fräulein Petru in das kleine Zimmer treten. Ihn überfiel ein Schwindel, er blickte sie groß an. Er konnte nicht umhin, zu entdecken, daß sie schön war. Als er aber an sie herantrat, hätte er ihr ins Gesicht schlagen mögen, — so haßte er sie!

Das Bewußtsein von etwas Besonderem, das ihr bevorstehe, überkam Sofie. Sie wurde blaß; doch in ihrer nachlässigen Art und mit tonloser Stimme sagte sie: „Sie haben hier wohl Verstecken gespielt, Herr Belesen? Mit wem denn?“ — und sie sah sich um, um sich Haltung zu geben.

In Georges Stimme zitterte Leidenschaft — nahm sie den Haß für Liebe? — als er erwiderte: „Gnädiges Fräulein, Sie haben einmal geäußert, Ihre Vorzüge und Ihre Person seien nicht identisch. Jene Vorzüge wurden mir neulich angeboten, um Ihre Person werbe ich bei Ihnen!“ . . .

Sofie war sehr groß, fast so groß wie er. Die Augen der beiden Menschen glühten einen Augenblick ineinander.

Rosco nahm ein Buch vom Tisch und blätterte darin, um nicht zu stören.

„Und wenn ich Ihre Werbung ausschlage?“ hauchte sie, immer noch die Augen fest auf ihn gerichtet.

„Ich lasse Sie nicht!“ entgegnete er heftig.

Erst senkte sie die Augen, dann blickte sie ihn ruhig an. Die Spannung war aus ihren Zügen gewichen.

„Ich habe das feste Vertrauen, daß Sie mir Ihre Hand nicht anbieten würden ohne Ihr Herz. Im Vertrauen auf Ihr Herz nehme ich Ihre Hand!“ — Sie reichte ihm die ihre.

Ihn überflog Schamröte. Doch nahm er ihre Hand und küßte sie.

Sofie wandte sich schnell um und ging in den Saal zurück.

„Durchschaut sie mich? War das Ironie?“ fragte sich George.

Da erhob sich Rosco, ging auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Das ist das Gescheiteste, was du je getan hast! Aber warum nimmst du das Anerbieten des Vaters nicht an, wenn du so verliebt warst?“

„Das erzähle ich dir ein ander Mal!“

Damit ging auch George in den Saal, seine Tante Golnos aufzusuchen.

„Ich muß meine Rolle gut gespielt haben“, murmelte er vor sich hin. „Haß scheint Liebe vollkommen zu ersetzen. Ja, ich hasse sie, diese selbstbewußte, wohlgeformte Bräute, sie, ohne einen Funken Geist und Leben!“

Die alte Tante Golnos freute sich sehr, als ihr eleganter Reife sich zu ihr setzte. (Fortsetzung folgt.)

Der blauen Jungen Weihnachtsbaum.

Von Wilhelm (Willy) Rath.

„Nein, nein, — einen Weihnachtsbaum!“ — „Keine Stedpalme!“ — „Eine richtige Weihnachtsstanne wollen wir!“ Gackernd, lachend, bittend riefen sie's durcheinander. Aber einig waren sie sich, einig in Heimweh, alle fünfundsiebzig Mann, Arno Hoefers „Division“ an Bord des deutschen Hilfskreuzers, der interniert in dem amerikanischen Hafen lag. Seit acht Monaten festlag — ebenso lang, wie seine Abenteuerfahrt gedauert hatte, die längste aller Seefahrten ohne Zwischenlandung.

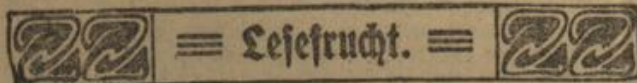
Tannen schien es in der Hafenstadt und rundherum nicht zu geben, einen Christbaummarkt erst recht nicht. Die versprochene Sendung Gebirgstannen für die deutschen Matrosen war ausgeblieben — und der Nachmittag des 24. Dezembers gekommen. Arno Hoefers, Oberbootsmannsmaat und Divisionsfeldwebel, eigentlich friedlicher Kaufmann und Reserve-Unteroffizier in Frankfurt a. M., nahm's auch in diesem Fall genau mit dem Bemühen seiner blauen Jungen. Er versprach, in der Stadt Umschau zu halten nach Tannenartigen. Gleich fuhr er im kleinen Boot an Land.

Einen schmalen Halbkreis Gelände um den Hafen her durften die internierten Deutschen betreten. Da turnten und exerzierten die vom Krieg ausgeschalteten Seehelden, um in der Rost nicht zu rosten. Zur Erholung gab es auch einen Strandbummel bei den Klängen der eigenen Schiffskapelle. Den kleinen Flirt, der anfangs damit verbunden, war freilich längst nicht mehr. Heimweh und Latendrang hatten ein paar von den „Gusaren der See“ ins Weltmeer hinausgetrieben auf schwachen Rahn. Von den Tollkühnen hatte man nichts mehr gehört. Der amerikanische Admiral aber, der sonst den deutschen Seeleuten gewogen war und sie seinen Deuten als Muster vorhielt, hatte die Überwachung der Internierten empfindlichst verschärft. Auf engem Bezirk durften sie sich aus eigenen Kräften ein „deutsches Dorf“ bauen, das schon im Entstehen die Bewunderung der Amerikaner weckte. Im übrigen stand ihnen die Hafengegend nur noch zu bestimmten Stunden offen, und in die Stadt kamen sie bloß mit besonderer Erlaubnis des Admiralsamtes.

Durch die Fürsprache eines einheimischen Kapitäns gelangte Arno Hoefers nach vieler Mühe den Erlaubnischein und fuhr mit der Straßenbahn hinein. Eine neuere Mittelstadt mit schroffen Gegensätzen von arm und reich, von schön und scheußlich. Nach einstündigem Hin- und Herfragen endlich erfuhr er von einem Blumenbändler, eine Tonne wenigstens stehe vorne im Park. Mister Begbie, der als der reichste Mann der Stadt galt. Vor dem Park dieses Begbie ging Arno das Herz auf: wahrhaftig zwischen allerlei exotischem Gewächs, eine prächtige, mannshohe Eseltanne! Ob sie aber zu haben war? Warum nicht? Das Wort „unmöglich“ hatte er auf der großen Fahrt gelernt.

Er wollte gerade die Glocke ziehen, da erschien hinter dem Gitter, von dem fürstlichen Landhaus her, ein untersehler Alter mit grauem Kinnbart und Schürze: offenbar der Gärtner. Er öffnete das hohe Parktor weit für die Ausfahrt des Kraftwagens, der vorm Landhaus wartete. Artig trat Arno ein und bat, die Tanne für seine Kameraden kaufen zu dürfen. Aber er mußte es dreimal sagen. Der Alte war schwerhörig. Als er die Hauptsache verstanden hatte, sah er den Seemann aus lustigen Augenlein bewundert an und schüttelte die Hand: aussichtslose Sache! Inzwischen fuhr der Kraftwagen heran, und der hagere Herr im grauen Alltagsgewand, der darin saß, ließ halten. Der Besitzer also! Arno Hoefers nahm alle Seemannsfrische, all seine selten verlagende Liebendürstigkeit zusammen, und trug den Fall in seinem flüchtigsten Englisch vor. Mister Begbie aber klickte nicht sehr freundlich, zündete sich im Zuhören sein Pfeifen fertig an, sagte dann mit kaum wahrnehmbarem Kopfschütteln: „Niemals!“, und ließ weiterfahren. Dabei gab er dem Gärtner einen leichten Wink, den Fremden nicht aufzupalten.

„... Kein Deutschverehrer“, sagte sich der Abgewiesene. Aber — nun mochte er erst recht nicht erfolglos abziehen. Er hatte einen Einfall — einen verwegenen, doch nicht gerade sträflichen Einfall. — Allein, ehe er ihn entwickeln konnte, geschah etwas Unerhofftes: Vom Haus her eilte eine bild-



Es ist der Mond' ein schöner Regendogen,
Der zwischen Erd' und Himmel aufgezoget,
Ein Trost für alle, doch für jeden Wandrer
Je nach der Stelle, da er steht, ein andrer.

Herbel.

hübsche, nicht zu schenke junge Dame ohne Hut, mit dichtem, braunen Haar, freudig auf ihn zu. „Die Tochter natürlich!“ dachte Arno Goefter. „Rein, — unnatürlich bei so einem Vater. Sie verwechselt mich sicher mit jemand. . .“ „Ah ja, — wer so eine sünde, für zeit lebens. . .“ Doch da stand sie vor ihm, lachte ihn an — schien vor Freude nicht sprechen zu können. Verlegen murmelte er auf englisch etwas von Mißverständnissen.

„Nix Englisch!“ rief sie lachend auf deutsch und streckte ihm beide Hände hin. „Grüß Gott, Landsmann!“ Und rasch erfuhr er: sie war keineswegs verwandt mit Mister Begbie, sondern die Erzieherin seiner Tochter. Das überraschte ihn wohlthuend, daß sie sich wunderte. Er meinte bloß: „Erzieherinnen hab' ich mir ein bißchen anders vorgestellt. . .“ Sie lachte, und als der Gärtner verdutzt fragte, wer das sei, fragte sie ihn laut ins Ohr, ob er denn nicht merkte, daß er einen der deutschen Seehelden vor sich habe? Das Wundern war nun an Arno: der Alte drückte ihm entzückt die Hand und pries die „Häfen der See“. Das Fräulein Märte ihn auf: Der Gärtner sei ein kriegerischer Patriot.

Arno begriff. Und auf Grund dieser neuen Freundschaft entschloß er sich freudlich, seinen letzten Einfall unter allen Umständen auszuführen. Die reizende Landsmännin aber sollte dabei aus dem Spiel bleiben! Unterdessen verwahrte er sich gegen den Gedanken: „Die einzige Leistung war das mehrmalige Kohlennehmen auf hoher See“. Sie ließ das nicht gelten, wollte aber nun wissen, was er von Mister Begbie wünschte. Gelassen berichtete er, während er im stillen mit Vergnügen die ersten Anzeichen der Dämmerung wahrnahm, die er sich für sein Vorhaben herbeiwünschte.

Liebesbetäubt und mit Zorn auf Begbie, der seit kurzem ein arger „Engländermann“ geworden sei, vernahm das deutsche Fräulein, daß die armen Matrosen ohne Christbaum bleiben sollten. Und in einem Zug sprudelte sie eine ganze Weichte herunter: vor drei Jahren die Heimatstadt Nürnberg und Deutschland verlassen, der neuen Stiefmutter wegen — in Amerika bei Begbies gut aufgenommen — sie begann sogar zu veramerikanern, weil sie kindisch etwas vom Treß gegen die Stiefmutter auf die ganze Heimat übertrug; dann aber kam der Krieg! Binnen vierundzwanzig Stunden war sie umgewandelt, — als müsse ihr das Herz brechen vor Neue und Sehnsucht! Doch man wollte sie im Krieg nicht über See lassen, — und daheim fehlte es ja nicht an Frauen, hier dagegen an Freunden des schändlich verleumdeten Vaterlands. Begbies Tochter, auch eine Mutterlose und nun schon erwachsen, kummerte sich an die Erzieherin, die ihr Freundin geworden, und zwang den Vater, der begeisterten Deutschen freie Hand zu lassen. Seitdem hatte sie denn, die Erzieherin, rastlos fürs Deutschthum gearbeitet, Lügen bekämpft, Gelder und Sympathien gesammelt!

„Jammerschade nur“, schloß sie, „daß ich bei eurer glorreichen Einfahrt nicht hier war! Wir mußten seit März in Chicago leben; sind erst vor ein paar Tagen heimgekommen, zur Weihnachtsfeier. Morgen wollte ich bestimmt zu euch an den Hafen hinunterkommen, aber jetzt ist es heute noch! Mann ich auch die Tanne nicht mitbringen, so freigt ihr doch Stechpalmenzweige mit roten Beeren, — und sonst noch allerhand Kleinigkeiten! O, ich schaffe es noch!“ Der Eifer rötete ihr warmherziges Gesicht. Mit dienstlicher Miene schrieb sie sich seinen Namen und Titel auf und eilte mit flüchtigem „Auf Wiedersehen!“ dem Hause zu.

Wie sie im frühen Dämmerlicht verschwand, sah Arno Goefter ihr nach, als wollten seine Blicke sie halten. Aber rasch besann er sich, sahle den irischen Bundesfreund sacht unter dem Arm und führte ihn zu der Tanne. Ein Rundblick zeigte ihm, daß niemand in Sicht war; und das Däster nahm langsam, aber sicher zu. Da drückte er dem Alten seinen ganzen Vortat an Tabak in die schwielige Rechte und erklärte ihm, mehr durch Zeichen als durch Worte, was er plante: Den Baum mit den Wurzeln sauber ausgraben, in einen Kübel voll Erde zum Schiff bringen und nach der Beförderung wieder heraufschaffen und einpflanzen! Er wisse einen zuverlässigen Hafenarbeiter, der die Rückfracht prompt besorge. Der Alte erschraf erst, dann hörte er mit wiegendem Kopf zu, — dann schmunzelte er. . .

Als die junge Deutsche am Abend mit zwei schwerbeladenen Packträgern in die erleuchtete Unteroffizierskneipe an Bord S. Majestät Hülfskreuzers geführt wurde, staunte

sie: der Oberbootsmannsmaat Goefter, unterstützt von zwei Matrosen, ward eben damit fertig, einen richtigen Weihnachtsbaum — Eibetanne — mit Goldpapier, Süßfrüchten und Lichtern herrlich zu schmücken.

Er weidete sich an ihrer freudigen Überraschung, verriet aber nicht, woher der Baum kam. Sie riet es nicht, schien auch so fessam erregt, daß er sie fragte, ob ihr nichts Unangenehmes begegnet sei auf ihrem Christkindchengang mit dieser fabelhaften Gabenfülle?

„Uninteressant“, erzählte sie, eifrig Geschenke auspackend; „aber mit Mister Begbie gab's einen argen Zusammenstoß, weil ich am Christabend fortwollte. Seine Tochter hat er nicht mitgelassen, und ich — ich hab' ihm gekündigt! O — ich geh' nicht weit fort — der Ethel zu lieb! Im Seemannsheim am Hafen trauen sie eine Oberpflegerin — und englischer Unterricht soll ja auch begehrt sein bei euch blauen Jungen.“

Ihm schwall das Herz von kühnem Hoffen. Allen vor-maligen Reichtum schwor er ab. . . Aber er brachte nur die Worte heraus: „Dann — kann ich's Ihnen ja auch sagen: das ist dem Begbie sein Tannenbaum!“ Sie lachte — lachte Tränen; aber das hing wohl mit den Herzen zusammen, die sie beide jetzt gemeinsam anzündeten. Dann kamen die Mannschaften, — nachher auch die von den anderen Divisionen und hatten alle einen Schimmer froher Weihnacht. . .

In der Frühe des ersten Feiertags aber schaute das deutsche Fräulein träumerisch lächelnd auf die Tanne im Park: da flatterte hoch oben etwas Goldiges im Morgenwind. . .

22 = Bunte Welt. = 22

Weihnachtsbräuche bei unseren Verbündeten. Wenn auch die Grundbegriffe des Weihnachtsfestes in den Ländern unserer Verbündeten die gleichen sind, so sind doch die sich daran knüpfenden Gebräuche in den einzelnen Gegenden sehr verschieden. In Österreich erblickt man in der Vorweihnachtszeit den soz. „Krampus“, einen mit schwarzer Wolle bekleideten und mit langherabhängender Zunge geschmückten Teufel, der, ein Rutenbündel auf dem Rücken, besonders in Wien und anderen niederösterreichischen Städten in großer Zahl auf den Weihnachtsmäkten zu finden ist. In den Dörfern zieht auch der Krampus in lebendiger Gestalt umher, um die guten Kinder zu belohnen und die schlechten zu bestrafen. Entsprechend der Zahl verschiedenprachiger Gebiete in Österreich gibt es auch sehr viele charakteristisch voneinander verschiedene Weihnachtsitten. In Deutsch-Böhmen z. B. herrscht nach der Schilöerung Baumanns im nächsten Fest der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ der Brauch, daß die Kinder am Heiligabend Rutenschläge auf die Hand erhalten, weil dadurch die Gesundheit erhalten und das Wachstum begünstigt werde. Fleischgenuss ist den böhmischen Bauern am Weihnachtsabend verboten, und der Beaten wird durch Nationalgerichte, wie Fischrogensuppe und schwarzen Karpfen mit Semmelfisch, ersetzt. Auch die Haustiere und selbst das Wild im Walde müssen von den Speisen des Weihnachtstisches etwas erhalten, wie dies übrigens auch in einigen Gegenden Scandinaviens üblich ist. Im Krain wird in dem Dorfe Reiskuh seit vielen Jahrzehnten ein Brot gebaden in Gestalt einer Gemme mit 12 Rädchen, welche die zwölf Monate des Jahres vorbilden. Dieses Brot bleibt bis zum Dreikönigstage auf dem Weihnachtstisch unberührt liegen, um erst dann verzehrt zu werden, wodurch nach einem alten Glauben Jugend und Schönheit erhalten bleiben. Auch kennt man in Krain zur Weihnachtszeit einen besonderen Festtag, der zwischen dem heiligen Abend und Neujahr liegt. Es ist der 28. Dezember, den man den „Tag der unschuldigen Kinder“ nennt. In Steiermark bleiben während der Christmesse zwei Burschen des Dorfes daheim, um eine der dort üblichen Wahlzettel mit Lotterienummern zu füllen. Die Nummern, die dann zuerst in denbeutel fallen, werden nach Weihnachten als Glücksnummern ersetzt. In Tirol herrscht der Glaube, daß die Mistelzweige von Kobolden und Hexen bewacht werden, weshalb man sie „Gegebese“ nannte. In anderen Gegenden Österreichs sollen Bleikugeln, die von den Jägern auf einem Kreuzwege während der Christnacht gestossen werden, dann die Eigenschaft haben, ihr Ziel niemals zu verfehlen. Mancherlei Weihnachtsaberglaube herrscht in Ungarn. So ist es die

Dorfbewohner vor Beginn der Messe Stäbchen mit ihren Namen an die Hofmauer. Derjenige, dessen Stäbchen während der Messe umgefallen ist, muß zuerst sterben. Die jungen Mädchen legen Fettel mit Männernamen vor dem Kochen in die Kasse. Derjenige Kofch, der dann zuerst beim Messeläuten aufbrodet, soll mit Sicherheit den Namen des zukünftigen Gatten enthalten. In Siebenbürgen reiten die Dorfbewohner einige Tage vor Weihnachten im Galopp nach dem Pfarrhaus, um dem Pfarrherrn ihre Huldigung darzubringen. Auch am heiligen Abend wird der Pfarrer durch ein besonderes Weihnachtsständchen erfreut. In Dalmatien wird die Weihnachtsfeier mit Flintenschüssen beschlossen, die von den Nachbarn erwidert werden. In den Bauerngebirgsböhmens und Kroatias hält der Großknecht mit einem Strohbindel in der Hand eine Weihnachtsansprache, worauf noch vor Beginn des Mahles der Fußboden der Feststube mit dem Stroh bestreut wird. In Bulgarien gelten der 24., 25., 26. und 27. Dezember als die hervorragendsten Festtage der Weihnachtszeit, die man „Koleda-Tage“ nennt, weshalb die Weihnachtsbesänge, die in Bulgarien eine besonders große Rolle spielen, Koledalieder genannt werden. Die Weihnachtschöre heißen „taifi“ und treten am Morgen des 24. Dezember in Begleitung sämtlicher Dorfburschen einen Rundgang durch die benachbarten Ortschaften an, wobei sie reichlich mit Geldspenden belohnt werden. Den Schluß der gefanglichen Darbietungen bildet die um Mitternacht abgehaltene Weihnachtszeremonie, die wieder von einem Umzug gefolgt ist. In den am Weihnachtsabend gebadenen Kuchn birgt man Kirchengeweihe und Geldstücke; wer dann beim Ausgehen der Kuchn einen mit einem Geldstück erhält, soll das ganze nächste Jahr hindurch des Glücks sicher sein. Die Kirchengeweihe werden, wenn die Kuchn aufgebrochen sind, in offenes Feuer geworfen und bringen Glück, wenn sie beim Verbrennen knistern, jedoch Unglück, wenn sie nicht knistern. Während in der Türkei zahlreiche verschiedene Weihnachtsbräuche herrschen, ist das Weihnachtsessen überall so ziemlich das gleiche. Das Zeichen für den Beginn des Festes erblickt man daran, daß am Himmel sieben Sterne sichtbar sind. Die als Hauptweihnachtsspeise beliebte Weihnachtspastete besteht aus einer in Öl gebadenen Mischung von Kirbis und Mehl. Der eigentliche große Weihnachtsmahls folgt dann am ersten Feiertage, wobei Familien, in denen keine Knaben anwesend sind, den ersten am Hause vorbeigehenden fremden Knaben einladen. Bei den Armeniern ist es üblich, daß die Mädchen am Weihnachtstage vor Sonnenaufgang einen Kuchn baden und denselben auf das Dach ihres Hauses legen. Wenn nun ein Vogel kommt, den Kuchn entführt und sich damit auf dem Dach eines anderen Hauses niederläßt, so ist damit der Ort bezeichnet, an dem das junge Mädchen den künftigen Gatten kennen lernen wird. In der Geburtsstätte des Heilands werden in der Weihnachtsnacht Feierlichkeiten größten Stils abgehalten, an denen zahllose Pilger teilnehmen, die oft von sehr weit her wandern, um in der Geburtsgrötte zu beten, die sich unter der Geburtskirche Christi befindet. In der Umgebung Bethlehems lassen zur selben Zeit die Hirten ihre Lieder und Psalmen ertönen.

Weihnachten im Felde. Nun war der Tag des heiligen Abends wieder gekommen und mit ihm der höchlichste Regen- und Sturmtag dieser regenreichen Weihnachtszeit. Reimte der Himmel es nicht vielleicht doch gut mit uns Heimatfernern? Wollte er uns die ganze Schönheit der deutschen Weihnacht mit Schneegegliher und Sternegestirnen hier im eingebeulichten Welschland ersparen, um uns leichter hinüberzutragen über die sehnuchtschweren, heimwehreichen Weihnachtstage in der Fremde? Die Weihnachtsstimmung jedenfalls, die, durch das Drum und Dran der deutschen Weihnacht geweckt, für viele den ganzen Gehalt des freudlichsten aller kirchlichen Feste ausmacht, die fehlte, und gerade darum vielleicht erschloß sich unser Inneres um so leichter und williger dem Kerne des Geburtstagsfestes Jesu Christi. Schon bei dem Gottesdienste am Vormittag dieses 24. Dezember meinte ich das den Soldaten anzusehen, die in der kleinen Dorfkirche meiner französischen Ortsunterkunft vor dem tannenbaumgeschmückten Altar, der auch die fehlende Kangel ersetzte, sich sammelten. Was kümmerte es sie, daß ihnen der Rauch aus der neugeschaffenen „Zentralheizung“, zu der zwei kleine deutsche Unterstands-Kanonenschen sich puffend und knappend herbeiließen, in Augen und

Nehle biß! Mit groß-neugierigen Kinderäugen staunten diese kampfgelärteten deutschen Männer in das ewig-neue, ewig-große, ewig-schöne Wunder der heiligen Nacht, das ihnen die wohlbekannten Worte des Weihnachtsevangeliums enthüllten. Mit selig-kindlicher Begeisterung sangen diese wirklichkeitskundigen Lebenskämpfer die alten lieben Weihnachtslieder wie einstmal auf der guten Mutter Schoße:

„Nun laßt uns alle fröhlich sein
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu seh'n, was Gott uns hat besetzt,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.“

So ging es auch in der bescheidenen Kriegskirche, die, am Gange eines Fluchtalles unseren Stellungen schon näher, aus Brettern und Dachpappe mit wenig Mitteln, aber mit viel Liebe in den letzten Wochen dort aufgeführt war, wo wir im Sommer und Herbst unter ragenden Bäumen im Freien unsere Gottesdienste abgehalten hatten. Der Regen schlug durch die noch unverglasten kleinen Fenster, und der Wind Elles die Kerzen der beiden Tannenbäume, die rechts und links von dem Altare standen, an, daß sie flackerten. Der ganze ungetünchte Raum, in dem ich zum ersten Male nun predigte, war mit Tannengrün verkleidet und bis auf das letzte Fleckchen mit Soldaten gefüllt; in ihrer Mitte, sie alle hoch und breit überragend, ihr Brigadefeldkommandeur, ein General nach dem Herzen der Soldaten, schneidig und streng und furchtlos, aber dabei ungänglich und verständnisvoll und gütig. Er gab mir noch gute Wünsche mit und das Versprechen, mich durch sein Auto aus den Dörfern zurückfahren zu lassen, in die mich noch die Pflicht rief, und die noch in den letzten Tagen zu verschiedenen Zeiten von feindlichen Artillerieüberfällen heimgesucht waren. (Aus: H. Lehmann, z. B. Felddivisionspfarrer: Erinnerungen eines Feldpredigers. 2. Heft. Volksschriften zum großen Krieg. 98/99. Verlag des Evangelischen Bundes. Berlin W. 35. Preis: 20 Pf., 10 Stück 1,50 M., 100 Stück 11,50 M. — Abdruck obigen Artikels nur mit Quellenangabe gestattet.)

Der Ursprung des Marzipans. So weit verbreitet auch die Beliebtheit des besonders zu Weihnachten vielbegehrten Marzipans ist, so wenig ist doch der Ursprung dieses in der Geschichte aus Mandeln und Zucker hergestellten Gebäcks und big Art, wie es seinen Namen erhielt, bekannt. Hierüber gibt eine Chronik der Stadt Lübeck Auskunft, in welcher sich, nach der Zeitschrift „Niederachsen“, die folgende Erklärung findet: „1407 war ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben und eine so große Hungersnot entstand, daß die Menschen Gras und Heu essen mußten und der Witten Brot, wie eine welsche Kuh groß, drei Pfennige kostete. Diese kleinen Bröte nannte man Marzusbrotchen. Man buk sie zum Andenken der betrübten Zeit in der Folge am Marzstage, wo sie dann, reich gewürzt, den Namen Marzipan erhielten.“ Das Wort Marzipan selbst stammt aus dem Lateinischen „marei panis“, auf deutsch Marzusbrot. Wenn es auch noch mehrere andere Deutungen für das Wort Marzipan gibt, so dürfte doch diese den meisten Anspruch auf Wahrheit machen.

Der vielseitige Dachs. Auf die unter den gegenwärtigen Umständen besonders Interesse verdienende Verwendbarkeit des Dachses zu Genuß- und Industriewerden macht neuerdings die deutsche Landwirtschaftliche Presse aufmerksam. Demnach feststände bisher gegen den Dachs ein ebenso unberechtigtes Vorurteil, wie es früher in Deutschland den Kaninchen gegenüber an den Tag gelegt wurde. Wie aber die Kriegsbedürfnisse das Kaninchen zu Ehren gebracht und bewiesen haben, daß sich daraus ein ebenso wohlschmeckender wie nahrhafter Braten herstellen läßt, so sei es an der Zeit, auch des Dachses zu gedenken, dessen Fleisch und Fett durchaus genießbar sind. Nach dem Bericht einer Gutsbesitzerin aus Ostpreußen ist das Dachs Fett — gewaschen, klein geschnitten und ausgebraten — vorzüglich und eignet sich ausgezeichnet als Brotzusatz. Jedenfalls sei es viel besser als die Mehrzahl der heute im Handel befindlichen Ersatzfette. Vom Fleisch sind besonders Rücken, Watt und Schinken für die Küche geeignet. Es ähnelt an Geschmack und Geruch dem Schweinefleisch, und auch das Rippenfleisch wird, mit Gemüse zusammengekocht, empfohlen. Die Vielseitigkeit des Dachses macht ihn aber auch für die — Seifenherstellung nützlich. Schließlich wird auch der Igel für die Seifengewinnung empfohlen, wobei noch zu erwähnen ist, daß sowohl Dachs wie Igel der Landwirtschaft Schaden antun und daher ihre Verwertung als Braten oder Seife nützlich erschienen.